

(Nachdruck verboten.)

96]

Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

In Verschlagenheit fehlte es Käthe nicht; die lernt jeder, der Hunger leidet. Sie hatte Anwandlungen von Ehrgeiz, eine gewisse Neigung zu Glanz und Schimmer und den Wunsch, eine Dame zu sein. Mit Philipp würde sie dies alles erreichen. Ihre Liebe würde befriedigt, ihr Ehrgeiz gestillt werden, ihr ganzes Wesen würde sich verfeinern. Warum sollte sie das große Glückspiel nicht wagen?

Nancy kam, die Stube in Ordnung zu bringen, und Käthe sagte: „Ich bin neugierig, wo Pete die ganze Zeit über ist?“

„Er sitzt schon eine halbe Stunde am Herd.“ erwiderte Nancy. „Ich weiß in der Welt nicht, was plötzlich über den Mann gekommen ist? Er sitzt da und stöhnt und schüttelt sich, wie 'ne Kuh, die ihr totes Kalb beleckt.“

„Glaubst Du, daß er gern heraufkommen würde?“

„Frage ihn nicht zweimal, wenn Du willst, daß er nein sagt.“

Auf Nancys Ruf kam Pete herbei; er erröthete, stammelte und versuchte seine schwarzen Locken zu glätten.

Käthe fühlte nur wenig Strupel. Die Wunde, die ihr Philipp geschlagen, hatte, was Pete betraf, ihr Gewissen zum Schweigen gebracht. Dennoch wendete sie den Kopf etwas ab, als sie ihn bewillkommnete.

„Geht es Dir besser, Kitty?“ fragte Pete schüchtern.

„Ich fühle mich fast so wohl wie sonst.“ antwortete sie.

„Wirklich?“ sagte Pete. „So wirst Du wohl bald wieder runter kommen? Nicht?“

„Ich hoffe es, Pete. Recht bald.“

„Und fühlst Dich nun allem gewachsen? Ja?“

„O ja, zu allem bereit.“

Pete lachte wie ein Knabe aus vollem Herzen. „Ich will einen Abstecher nach Vallure machen, und es Philipp gleich mittheilen.“

„Philipp?“ fragte Käthe verwundernd aufblickend.

„Er behauptete diesen Morgen, Du wärest nicht stark genug, Kitty.“

„Stark genug, wozu Pete?“

„Zu nehmen, zu geben, zu sagen — das will sagen — nun, Du weißt ja, in nächster Zeit selbst vor den Pfarrer hinzutreten; denn darum handelt es sich doch —“

Und um seine Verwirrung zu verbergen, lachte Pete, bis das Torfmoos unter dem Dache anfing, herunterzubrädeln.

Sie schwiegen eine Weile, dann sagte Käthe, indem sie etwas hüftelte, stockte und zur Seite blickte:

„Ist das gar so ermüdend, Pete?“

Pete sprang vom Stuhle auf und lachte noch einmal, als wäre er von Sinnen.

„Sagst Du das, Kitty? Dann heraus mit dem Jawort, Herzchen — sag mir's ins Ohr, so leise, wie was —“

Er lehnte sich über das Bett, doch Käthe wich vor ihm zurück. Nancy riß ihn hinweg und sagte: „Fort mit dem Dummrän! Er kann nichts als einem armen Mädchen den Kopf warm machen, nur um zu wissen, ob Zucker süß ist und ob sie willens wäre, statt eines Freiers einen Mann zu haben.“

Es war also geschehen. Durch eine einzige, nur halb vollbrachte That; durch nichts, als ein Wort; nein, nicht einmal ein Wort — durch bloßes Schweigen. Das vermessene Wagnis war im vollen Gange.

Grannie brachte an diesem Tage Käthe das Mittagessen herauf, küßte sie auf beide Wangen, fühlte dabei, daß sie heiß waren, schüttelte weise den Kopf und flüsterte: „Ich weiß schon — Du brauchst es mir nicht zu sagen.“

XIV.

Das letzte Lied war zu Ende gesungen, Cäsar kam aus der Kapelle zurück und vertauschte seine besten Kleider wieder mit seinem Werktagsanzug; dann wurde in der Küche

beim Klirren der Teller und dem Klappen von Messern und Gabeln lustig geschwätzt und gelacht.

„Philipp muß Brautführer sein!“ rief Pete. „Er ist jetzt sicher schon wieder in Douglas. Da sollen Sie für mich ein paar Zeilen an ihn schreiben, Cäsar, und ihm meine Bitte vortragen.“

„Sind Sie für einen langen Brautstand, Pete?“ fragte Grannie.

„Eine Woche,“ sagte Pete mit der Miene eines Richters, „keinesfalls viel weniger — in der Regel wenigstens nicht.“

„Einfaltspinsel, der Sie sind,“ schrie Nancy. „Braucht's doch schon allein zum Aufgebot drei Sonntage!“

„Dann soll John, der Küster, es noch diesen Abend besorgen,“ sagte Pete. „Darin ist Nancy mir über, Grannie; da ich nicht gewohnt bin, mich zu verheiraten, so hatte ich das Aufgebot rein vergessen.“

Als John, der Küster, am Nachmittage kam, gab es eine hübsche Auseinandersetzung.

„Wir müssen Brautjungfern und Hochzeitsstüchen haben, Pete, das ist nur, was sich gehört,“ erklärte Nancy.

„Gewiß, und Tabak und Rum und alles, was der Anstand verlangt,“ sagte Pete.

„Und den Pfarrer, verstehen Sie wohl, der Pfarrer muß Euch trauen,“ sagte Grannie, „ich mag nichts von so einem ekeligen Oberamtsmann wissen. Ich begreife nicht, wie eine ehrbare Frau ruhig im Bett liegen kann...“

„O, der Pfarrer — natürlich — und vielleicht noch des Pfarrers Frau,“ meinte Pete.

„Ich glaube, es Euch für morgen über vierzehn Tage versprechen zu können,“ sagte John, der Küster, mit Nachdruck; man fing an, in die Hände zu klatschen; Cäsar machte dem jedoch rasch ein Ende, indem er grollend sagte:

„Papisterei, nichts als Papisterei! Kann man nicht eine Ehe schließen, ohne daß sich ein Pfarrer hineinmengt?“

Dann legte Cäsar seine beiden Ellenbogen auf den Tisch und schrieb den Brief an Philipp. Ein so frommes Schriftstück war noch nie in Petes Namen abgefaßt worden.

„Wertgeschätzer und geehrter Herr! Ich schreibe Dir vorerst, daß durch höhere Eingebung der Wunsch in mir erweckt worden ist (ich stehe fest in dem Glauben, daß der Herr gesprochen hat), Katharine Cregeen zu heiraten, die einzige geliebte Tochter Cäsar Cregeens, eines ehrenwerten Mannes und Gemeindepredigers, in dessen Hause ich verweile, und wo mir alle Gnadenmittel zu Gebote stehen. Die Trauung findet morgen über vierzehn Tage in der Christuskirche von Lezayre, elf Uhr vormittags statt, und der Herr lasse die Feier heilsam für meine Seele werden. Mit Liebe und Ehrerbietung, in der Furcht des Herrn, Dein getreuer Diener Peter Quilliam.“

Nachdem Cäsar dies geschrieben, las er es laut und mit großer Salbung vor. Grannie trocknete sich die Augen und Pete sagte: „Vortrefflich abgefaßt, nur haben Sie ihn gar nicht eingeladen.“

„Meine Feder legt die Beine über einander,“ sagte Cäsar, „doch wird sie für ein Notabene noch hinreichen.“

„N. B. Willst Du mein Brautführer sein?“

Und nun fing das Lachen und Schwätzen wieder an. „Du bist ein glücklicher Kerl, Pete,“ sagte Pete zu sich selbst. „Meiner Seele, das bist Du! Sie ist so süß wie Mee, über dem die Bienen summen, und so warm wie ein Wachholderstrauch, wenn der Sommer zu Ende ist.“

„Und dann, da die Liebe am ansteckendsten ist von allen Krankheiten, die wir Sterbliche kennen, hörte man Nancy Zoe sagen: „Ich glaube wahrhaftig, daß ich selbst über kurz oder lang einen Mann haben muß, sonst verliere ich noch den Brautstand.“

„Hört Ihr das, Jungen?“ schrie Pete. „Sprecht nur nicht alle zugleich.“

„Zu spät, ich hab' ihn bereits verloren,“ meinte Nancy, worauf ein noch größeres Gelächter folgte.

Um diesen Leichtfertigkeiten ein Ziel zu setzen, stimmte Cäsar eine Hymne an und sie sangen alle fröhlichen Herzens mit. Dann sprach Cäsar ein passendes Gebet und John, der Küster, übernahm die Responsorien. Pete ging hinaus und setzte sich auf die unterste Stufe in der Vorhalle und rauchte

die Treppe hinauf, damit Käthe in ihrer Schlafstube sich nicht so allein fühlen sollte.

XV.

Indessen lag Käthe da im Gefühl der Scham und Erniedrigung, unter Selbstvorwürfen, Grauen vor sich selber und Furcht vor allem möglichem, mit glühenden Wangen, den Kopf in die Betttücher gewickelt. Sie hatte nun nicht mehr nötig, Krankheit zu heucheln, sie war jetzt wirklich krank. Das Schicksal hatte ihr gedroht. Jetzt spielten Sie um hohen Einsatz gegen einander. Es galt ihre Liebe, ihr Leben, ihre Seligkeit.

Vor lauter Aufregung bekam sie am nächsten Tage ein hitziges Fieber. Doktor Mylechreest besuchte sie, ohne daß die Familie nach ihm geschickt hatte. Er gehörte zu den großen, schüchternen Menschen, die immer dringende Geschäfte vorschützen, um nur rasch wieder fortzukommen. Er warf nur einen einzigen Blick auf sie, murmelte ein paar Worte und eilte schnell hinaus, als ob jemand an der Ecke des Hauses auf ihn wartete. Im Heruntergehen begegnete er Cäsar, der ihn fragte, wie er Käthe gefunden habe.

„Sehr fieberhaft — halten Sie sie im Bett,“ antwortete er. „Was aber die Heirat betrifft, so muß sie verschoben werden. Sie wird sich damit aufregen und ich kann für die Folgen nicht stehen. Die Sache ist zu plötzlich gekommen. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen — wissen Sie, Mr. Cregeen — ich befürchte eine Gefirmentzündung.“

„Bah, pah, Doktor!“ meinte Cäsar. „Nun, wenn Sie es besser wissen — guten Tag! Doch schieben Sie die Hochzeit hinaus. Traa dy looar — Zeit genug! Mr. Cregeen. Ein gutes mannisches Sprichwort in diesem Falle. Die Hochzeit muß verschoben werden — sie muß verschoben werden!“

„Es hängt nicht von mir ab, Doktor. Was kann man mit einem Manne machen, der durchaus heiraten will. Manchem Pferd muß man eben die Zügel schießen lassen.“

Als aber der Doktor gegangen war, sagte Cäsar zu Grammie: „Sorge für die Brautjungfern, den Hochzeitskuchen, die Fiedeln und die übrigen Narrereien. Das Mädchen soll heiraten ohne viel Federlesens.“

„Aber, Vater, weshalb denn solche Eile um alles in der Welt?“ fragte Grammie.

„Der Herr sei mir gnädig! Was macht Ihr für unnötigen Lärm!“ rief Cäsar. „Erst wirft der eine das, der andre jenes ein, als ob jeder drauf aus wäre, daß die Sache nicht zum Klappen kommt. Aber, es wird durchgeführt, das sage ich Dir! Hörst Du mich, Frau? Freilich, „zwischen Lipp und Kehlches Hand“ — aber gleichviel. Was mit der Feder geschrieben ist, kann mit der Art nicht herausgehauen werden; also, mischt Euch nicht weiter darein, alle mit einander.“

Käthe war ganz außer sich vor Freude. Kein Zweifel — der Doktor war auf Philipps Wunsch gekommen. Philipp versuchte, die Heirat zu hintertreiben. Er hielt es nicht länger aus; bald würde er kommen und um sie anhalten, vielleicht schon heute, vielleicht morgen, oder übermorgen. Sicherlich würde sie in dem Kampf mit dem Schicksal obliegen. Der Vorteil war auf ihrer Seite. So bestärkte sie sich immer mehr in dem blinden Glauben, daß Philipp dazwischentreten würde.

Dies war am Montag, und Dienstag früh kam Philipp wieder. Er war sehr still, doch die Liebe hat scharfe Ohren, und Käthe hörte ihn. Petes Brief hatte ihn erreicht, und ihr war, als könne sie sein blaßes Gesicht sehen. Nach einigen gleichgültigen Worten zog er Pete mit sich fort. Was mochte er ihm wohl zu sagen haben? Wollte er ihn bereden, die Hochzeit aufzuschieben? War er im Begriff, sein Herz zu erleichtern? Ihm ein offenes Geständnis zu machen? Unmöglich! Das konnte er nicht, das durfte er nicht wagen; es war ja auch ihr Geheimnis.

Pete kam allein wieder nach Hause zurück; er sah ernst und traurig aus. Käthe hörte ihn einige Worte mit ihrem Vater wechseln, als sie durch das Vorhaus in die Küche gingen. Cäsar sagte:

„Warten Sie nicht auf andre Leute, das ist mein Rat.“ In der quälenden Spannung, in der sie war, konnte sie keine Ruhe finden. Sie schickte nach Pete.

„Was ist mit Philipp? Wird er kommen? Was hat er gesagt?“

„Schlechte Nachrichten, Käthe, sehr schlechte Nachrichten“, klagte Pete.

Einen Augenblick herrschte eine furchtbare Stille. Es war wie das Todesschweigen, ehe der Sturm losbricht; man fühlt,

daß ein Unglück bevorsteht. Käthens Gesicht nahm einen stemernen Ausdruck an. „Was ist es?“ fragte sie.

„Er ist krank und will in einer Woche verreisen. Er kann nicht zur Hochzeit kommen,“ erwiderte Pete.

„Weiter nichts?“ Käthens Herz hülfste vor Freude. Sie konnte nicht anders, sie lachte, Philipps Entschuldigung ließ sich leicht durchschauen. Es war nur eine Ausflucht. Er glaubte, Pete würde nicht ohne ihn heiraten.

„Ach, aber so etwas ist noch gar nicht dagewesen, Kitty,“ sagte Pete: „Du glaubst nicht, wie blaß, schwach und zitterig er war. Abgearbeitet und abgehetzt sah er aus. Man kann in dieser Welt eben nichts erreichen, ohne den Preis dafür zahlen zu müssen — das ist so wahr, wie 's Evangelium. „Das Meer ruft mich, Pete,“ sagte er und lachte; es war aber gerade, als ob ein Gespenst mich angrinste.“

In Käthens gequältem Geist hatte die Selbstsucht die Oberhand; sie freute sich noch immer. Daß Philipp litt, erfüllte sie mit erneuter Zuversicht, daß er kommen würde, um sie zu erlösen.

„Wann will er reisen?“ fragte sie.

„Dienstag,“ antwortete Pete.

„Nächt sich denn kein Erlaubnißschein vom Bischof erlangen, damit die Heirat in einer Woche stattfinden kann?“ fragte Käthe.

„Aber willst Du es denn?“ rief Pete mit freudigem Aufschrei.

„Frage erst Philipp. Es wäre unnötig, andre Bestimmungen zu treffen, wenn Philipp nicht kommt.“

„Er soll — er muß. Ich nehme kein Nein an.“

„Gieb mir jetzt einen Kuß,“ sagte Käthe, und Pete schlang seine Arme um sie und küßte sie.

Er war ihrem Herzen bis jetzt gleichgültig gewesen; sie fühlte nur die Wunde, die ihr Philipp geschlagen; doch bei der Berührung seiner Lippen durchriefelte sie kaltes Entsetzen, und ihre Glieder zogen sich krampfhaft zusammen. Mit Grausen verkroch sie sich in ihr Bett und verbarg das Gesicht, sie haßte und verabscheute sich, sie wünschte sich den Tod.

Er stand ein Weilschen neben ihr und meinte wie ein Kind vor lauter Glück. „Ich weiß in aller Welt nicht, was sie in mir sieht und weshalb sie mich so lieb hat. Aber so sind die Mädchen nur einmal. Gott segne sie!“

Sie sah nicht wieder auf, und er ging still nach der Thüre. Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, wandte er sich noch einmal um. Im nächsten Augenblick stürzte er wie rasend die Treppe hinab, und die Küche erdröhnte von seinem Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ueberflüssige Menschen.

Von Anton Tschekow.

Es ist um die siebente Stunde eines Juniabends. Von der Station Chilsowo begeben sich die dem Zug sieben entriegelten Sommerfrüchler nach den Sommerwohnungen; zum größten Teil sind es Familienväter, beladen mit Paketen, Kisten und Schachteln für ihre Damen. Sie sehen alle abgepannt, hungrig und müdegestimmt aus.

Unter den anderen schleppt sich auch Pawel Matwejewitsch Sajsin, Mitglied des Kriegsgerichts, ein großer, gebückt gehender Mann, mit einem billigen Rock und verblichener Mütze bekleidet. Er ist schweißbedeckt, rot und hat schlechte Laune.

„Fahren Sie jeden Tag heraus?“ redet ihn ein Sommerfrüchler an, der sich durch unmögliche braune Weinkleider auszeichnet.

„Nein, nicht jeden Tag“, giebt Sajsin mürrisch zurück. „Meine Frau und mein Sohn wohnen hier, und ich komme zweimal in der Woche her. Ich habe keine Zeit, jeden Tag den Weg zu machen, das wäre mir auch, offen gestanden, zu teuer.“

„Das ist wahr“, seufzt der Mann mit den braunen Weinkleidern. „Es kostet immer eine ganze Menge Geld. Zunächst die Droschke nach dem Bahnhof, dann die Eisenbahnfahrt; unterwegs kauft man sich eine Zeitung und trinkt ein Schnäpschen, eins kommt zum andern, und eh' man sich's versteht, hat man den Sommer über hundert Rubel ausgegeben. Na, und schließlich: als Beamter hat man doch auch nichts übrig.“

„Ach ja,“ seufzt Sajsin, „s'ist überhaupt ein Hundeleben. Wissen Sie, ich glaube, die Sommerwohnungen hat der Teufel erfunden. In der unaussprechlichen Hitze muß man nur hier herauskommen. Und in der Stadt hat man keine Befähigung und kein ordentliches Essen; Thee trinkt man auch keinen, weil niemand da ist, der den Samovar aufstellt, und hier gar, im „Schöße der Natur“, na, ich danke. Sind Sie verheiratet?“

„Leider ja,“ seufzt der Mann mit den braunen Weinleibern, „und außerdem Vater von drei Kindern.“

Endlich erreichen die Sommerfrischler das Dorf. Sajtlin verabschiedet sich von dem Träger der braunen Weinleiber und betritt sein Sommerhaus. Totenstille herrscht im Hause. Man hört nur die Mücken summen; vor den Fenstern hängen Kattunggardinen, durch die rötliche Geranien schimmern. Im Korridor, in der Küche, im Wohnzimmer — keine Menschenseele. In dem Zimmer, das als Gast- und Wohnzimmer dient, findet Sajtlin endlich ein menschliches Wesen: seinen Sohn Petja, einen sechsjährigen Jungen. Petja sitzt am Tisch und ist gerade damit beschäftigt, den Buben aus einer Karte auszuschneiden.

„Ach, Du bist es, Papa!“ sagt er, ohne sich umzudrehen. „Guten Tag!“

„Guten Tag . . . Wo ist die Mutter?“
„Mama? Die ist mit Olga Kirilowna zur Probe gefahren, — sie üben ein Theaterstück ein. Uebermorgen wird es aufgeführt. Ich darf auch mit . . . Gehst Du auch hin?“

„Um! . . . Wann kommt sie denn zurück?“
„Sie wollte abends wieder hier sein.“

„Und wo ist Natalja?“
„Natalja hat Mama mitgenommen, damit sie ihr beim Anziehen hilft, und Alulina sucht Pilze im Walde. — Papa, wieso bekommen die Mücken einen roten Bauch, wenn sie beißen?“

„Ich weiß nicht . . . Weil sie Blut saugen. Es ist also niemand zu Hause?“

„Rein. Ich bin ganz allein.“
Sajtlin setzt sich auf den Stuhl und starrt einen Augenblick zum Fenster hinaus.

„Wer soll uns denn nun Mittag kochen?“ fragt er endlich gereizt.

Mittag wird heute nicht gekocht, Papa! Mama dachte, Du würdest heute nicht kommen, und hat nicht kochen lassen. Sie ist mit Olga Kirilowna bei der Probe zu Mittag.

„Das ist ja recht nett, — und was hast Du denn gegessen?“
„Dide Misch . . . Papa, warum saugen die Mücken Blut?“

Sajtlin wird so ungemütlich, so schwer und bitter zu Mute, daß er nach Atem ringen muß; am liebsten möchte er aufspringen, irgend etwas auf den Boden schleudern und seinem Jorn in Schimpfsworten Luft machen, aber er denkt noch zu rechter Zeit daran, daß die Aerzte ihm streng verboten haben, sich aufzuregen. Er sucht sich zu beherrschen, steht auf und pfeift einen Gassenhauer.

„Papa, kannst Du Theater spielen?“ hört er Petjas Stimme.
„Ach, mach mich doch nicht mit Deinen dummen Fragen nervös!“ giebt Sajtlin ärgerlich zur Antwort. Du bist doch noch ein recht dummer Junge! Warum machst Du denn da die Karten zu schanden, Du ungezogener Bengel?“

„Es sind ja nicht Deine Karten,“ antwortet Petja, indem er sich umdreht. „Natalja hat sie mir geschenkt.“

„Lüge doch nicht, noch!“ ruft Sajtlin immer erregter. „Du lägst immer! Solltest Prügel bekommen, Bengel! Ich reiße Dir die Ohren ab!“

Petja springt von seinem Platz auf, streckt den Hals aus und starrt das rote, zornige Gesicht des Vaters an. Seine großen Augen blinzeln zuerst, dann werden sie feucht, schließlich blinzelt sich das Gesicht des Knaben zu einer Grimasse.

„Warum zankst Du denn mit mir?“ schluchzt er. „Was willst Du von mir? Ich bin doch artig! Warum schimpfst Du mich?“

Der Knabe spricht mit Ueberzeugung und weint so bitterlich, daß Sajtlin sich beschämt fühlt.

„s ist wahr, wofür zankst Du mit ihm,“ denkt er. „Nun, sei mir wieder ruhig,“ sagt er und streicht dem Knaben über's Haar. — „Du hast recht, Petja, Du bist ja mein braver, kluger Junge.“

Petja wischt sich die Augen mit dem Ärmel, setzt sich seufzend auf seinen früheren Platz und beginnt, die Dame auszuschneiden. Sajtlin geht in sein Zimmer. Er streckt sich auf dem Divan aus, legt die Arme unter den Kopf und brüllet vor sich hin. Die Thränen des Knaben haben seinen Jorn beruhigt. Er empfindet nur noch Hunger und Müdigkeit.

Unterdessen wird es immer dunkler. Man hört, wie die Sommerfrischler scharenweise von den Abendbädern zurückkehren. Als die Dämmerung aber so zunimmt, daß die Geranien sich hinter den Kattinvorhängen nicht mehr abzeichnen und frische Abendluft durchs Fenster hereinströmt; da öffnet sich plötzlich die Thür, und rasche Schritte, lautes Lachen und Unterhaltungen werden vernehmbar.

„Mama!“ jauchzt Petja.
Sajtlin schaut aus seinem Zimmer heraus und erblickt seine Frau, Nadjeschda Stepanowna, die rosig und gesund, wie immer, aussieht . . . Mit ihr kommen Olga Kirilowna, eine trodene Blondine mit Sommerprossen, und zwei fremde Herren: ein junger großer mit roten Haaren und vorstehendem Kehlkopf und ein unterlegter mit rasiertem Schauspielergesicht und bläulichem, schiefem Unterkinn.

„Natalja, stell' den Samovar auf!“ ruft Nadjeschda Stepanowna, laut mit dem Kleid rauschend. „Mein Mann soll hier sein! Pawel, wo bist Du? Guten Tag, Pawel!“ sagt sie und stürzt, schwer atmend, ins Zimmer. „Du bist hier? Das freut mich . . . Unsere zwei Liebhaber sind mitgekommen. . . ich werde Dich vorstellen . . . der lange dort ist Koromyslow . . . er singt wunderbar, der andre,

kleine, ist ein gewisser Smerkalow, ein echter Schauspieler . . . er tieft großartig. Pö! bin ich müde! Wir hatten soeben eine Probe . . . Es geht großartig! Wir spielen zwei Einakter . . . übermorgen findet die Vorstellung statt. . .“

„Wozu bringst Du denn die Leute mit?“ fragt Sajtlin.
„Es ging nicht anders, Papachen! Nach dem Thee müssen wir die Rollen noch mal probieren und etwas singen. . . Ich werde mit Koromyslow ein Duett singen. . . Weißt Du, Mämchen, Du könntest Natalja mal rasch nach Sardinien, Schnaps und Käse schicken, Sie müssen doch was essen.“

„Um! . . . Ich habe kein Geld!“

„Wie denn, Papachen! Mach' doch keinen Unsinn! Du wirst mich doch nicht in Verlegenheit bringen!“

Schließlich wird Natalja denn auch nach Schnaps und Aufschnitt geschickt. Nachdem Sajtlin Thee getrunken und ein ganzes französisches Brot aufgeessen hat, geht er nach dem Schlafzimmer und legt sich aufs Bett, während Nadjeschda und ihre Gäste lachend und lärmend an die Wiederholung ihrer Rollen gehen. Pawel Matwejewitsch hört lange der Lektüre und den schauspielerischen Vorträgen zu . . . Nach dem Lesen folgt eine lange Unterhaltung, die hin und wieder durch Olga Kirilownas kreischendes Gelächter unterbrochen wird. Smerkalow erklärt die Rollen mit Eifer und Geschäftigkeit, wie ein echter Schauspieler. . .

Dann folgt das Duett, und nach dem Duett das Klappern des Geschirrs. Sajtlin hört im Schlaf, wie sie Smerkalow bitten, „Die Sünderin“ zu lesen, und wie dieser zu deklamieren beginnt. Er zischt, schlägt sich an die Brust, weint und lacht mit heiserem Haß. . . Sajtlin rutzelt die Stirn und steckt den Kopf unter die Decke.

„Sie haben einen weiten und dunklen Weg“, hört er nach einer Stunde Nadjeschda Stepanownas Stimme. „Warum wollen Sie nicht bei uns übernachten? Koromyslow kann hier im Gastzimmer auf dem Sofa schlafen und Sie, Smerkalow, in Petjas Bett. . . Petja kann man in meines Mannes Zimmer unterbringen. . . Es macht wirklich keine Umstände!“

Endlich, als es zwei Uhr schlägt, wird alles still. . . Im Schlafzimmer öffnet sich die Thür, Nadjeschda Stepanowna erscheint.

„Pawel, schläfst Du?“ flüsterte sie.
„Rein, warum denn?“

„Komm, Liebster, in Dein Arbeitszimmer, leg Dich aufs Sofa, hier in Deinem Bett soll Olga Kirilowna schlafen. Komm, Schatz! Ich hätte sie in Deinem Zimmer untergebracht, aber sie fürchtet sich, allein zu schlafen. . . Steh' doch auf!“

Sajtlin erhebt sich, wirft einen Rock über und taumelt mit dem Rücken unter dem Arm ins Herrenzimmer. . . Als er tastend das Schlafsofa erreicht hat, macht er Licht und sieht, daß Petja dort liegt. Der Knabe schläft nicht und starrt das Bündel Holz mit weit geöffneten Augen an.

„Papa, warum schlafen die Mücken nachts nicht?“ fragt er.
„Weil . . . weil,“ stammelt Sajtlin, „weil wir beide, Du und ich, hier überflüssig sind . . . Nicht einmal zum Schlafen giebt's einen Platz für uns!“

„Papa, und warum hat Olga Kirilowna Sommerprossen im Gesicht?“

„Ach, hör auf, Junge! Du kannst einen ja verrückt machen!“

Nach einigem Nachdenken zieht sich Sajtlin an und geht auf die Straße um Luft zu schnappen. . . Er blickt auf den grauen Morgenhimmel, auf die unbeweglichen Wolken, hört dem trägen Kreischen der Wasservögel zu, und beginnt von dem morgigen Tag zu träumen, wo er sich nach dem Dienst tüchtig ausschlafen wird. . . Plötzlich taucht eine menschliche Gestalt aus einer Ecke hervor.

„Wahrscheinlich der Nachtwächter,“ denkt Sajtlin.
Als er aber näher herangeht, erkennt er in der Gestalt den gestrigen Sommerfrischler mit den braunen Weinleibern.

„Schlafen Sie auch nicht?“ fragte er.
„Ich kann ja nicht,“ seufzt jener. „Ich genieße die Natur. . . Der Abendzug hat uns einen lieben Gast gebracht . . . die Mama meiner Frau. Meine Nichten haben sich ihr angeschlossen. . . reizende Mädchen. Ich freue mich riesig, wenn es auch — hier etwas feucht ist! Und Sie belieben auch Natur zu genießen?“

„Ja,“ brummt Sajtlin, — ich schwärme auch für Natur. . . Wissen Sie nicht, ob es hier in der Nähe vielleicht eine Kneipe giebt?“

„Das ist eine Idee,“ sagt der Mann mit den braunen Weinleibern, „daran habe ich noch gar nicht gedacht.“

Und die beiden Leidensgefährten machten sich auf die Suche nach einer Herberge. —

Kleines Feuilleton.

ss. Ueber das Erdbeben in Guatemala sind jetzt noch neue Nachrichten eingegangen, als deren wichtigste ein Brief von Edwin Rodstroh an die Londoner „Nature“ zu bezeichnen ist. Danach trat das Beben am 18. April 8 Uhr 25 Minuten abends ein, dauerte etwas über 30 Sekunden und erstreckte sich über einen großen Teil von Guatemala, das östliche Chiapas, das westliche Salvador und Honduras. Rodstroh giebt eine Kartenkizze über die Verbreitung des Erdbebens nach allen bisher gesammelten Nachrichten. Am stärksten heimgeführt wurde bekanntlich der westliche Teil von Guatemala, wo die reichste Stadt des Landes, Que-

zaltenango, unter einem Verlust von fünfhundert Menschenleben völlig zerstört wurde. Gänzlich zu Grunde gerichtet wurden ferner die Ortschaften Solola, San Marcos und deren Schwesterstadt San Pedro Sacatepequez (200 Tote), Metalhulen und Mazatenango; die letzteren beiden sind wichtige Städte in der Küstenebene des Stillen Oceans. Außer diesen Ortschaften ist fast jede Stadt und jedes Dorf in ihrer Umgebung, außerdem noch verschiedene Ortschaften in dem Bezirk von Chimaltenango, in Trümmer gelegt, vielleicht auch all die vielen wichtigen Kaffee- und Zuckerpflanzungen im westlichen Küstengebiet samt ihren Gebäuden, Maschinen und Wasserleitungen. Der Gesamtverlust an Menschenleben wird auf acht bis neunhundert geschätzt. In dem Hafen Deos am Stillen Ocean blieben nur drei Häuser stehen, und die große Landungsbrücke wurde dicht am Ufer durchgebrochen. In der Hauptstadt Guatemala erlitten die meisten Kirchen und einige andre Häuser geringe Beschädigungen, ebenso in Antigua. Die Städte Escuintla und Amatitlan südlich der Hauptstadt wurden schwerer heimgesucht. Die Eisenbahnen von den Häfen Deos bezw. Champerico nach dem Innern wurden durch Einsturz von Brücken und Beschädigungen des Oberbaus unterbrochen, während die Eisenbahn zwischen Guatemala und dem Hafen San José unberührt blieb. In dem östlichen Teil von Guatemala war das Erdbeben nur schwach. Bis zum 5. Mai haben sich dem Erdstöße geringerer Stärke von der Hauptstadt Guatemala westlich häufig wiederholt. Ein Ausschub von Ingenieuren ist von der Regierung nach Quezaltenango und San Marcos entsandt worden, um neue Plätze für die Wiederaufbau dieser Städte auszusuchen. Ein anderer Bericht, der durch den Dampfer „Palena“ nach Europa gelangt ist, schätzt die Zahl der verlorenen Menschenleben auf über 1000. Die teilweise Zerstörung der Stadt Metalhulen soll durch einen Ausbruch des Vulkanes Tacano veranlaßt worden sein. Die Stadt Guatemala liegt übrigens im eigentlichen Mittelpunkt eines Gebiets, wo Erdbeben und Vulkan im Lauf der geschichtlichen Zeit so häufige und große Zerstörungen angerichtet haben, wie wohl in keinem andern Gebiet der Erde mit Ausnahme vielleicht des benachbarten San Salvador. Im Jahre 1773 wurde die Stadt Santiago in Guatemala mit all ihren Einwohnern sozusagen vom Erdboden verschlungen, im Jahre 1862 wurden ebenda 150 Wohnhäuser und 14 Kirchen zerstört. Im Jahre 1874 wurden Antigua und andre Ortschaften der Republik unter ungeheuren Verlust an Menschenleben vernichtet. Wenn man den Kreis um Guatemala als Centrum noch weiter zieht, so trifft man in der Chronik gewaltiger Naturereignisse auf eine noch weit größere Zahl verhängnisvoller Daten. Im Jahre 1746 fand das furchtbare Erdbeben statt, das die Städte Lima und Callao zerstörte und 18 000 Menschen unter den Trümmern begrub. Im Jahre 1797 wurde die ganze Gegend zwischen Santa Fé und Panama einschließlich der Städte Guzco und Quito zerstört und in einer Sekunde 40 000 Menschen vom Leben zum Tode gebracht. Im Jahre 1812 gingen bei der Zerstörung der Stadt Leon de Caracas 12 000 Menschen zu Grunde. Bei einem Erdbeben im Jahre 1822 wurde eine beträchtliche Hebung der Küste von Chili festgestellt. Um diese Liste zu vervollständigen, seien als Erdbeben schwerster Art noch erwähnt diejenigen von 1835 (Zerstörung von Concepcion und anderer Städte in Chili), vor 1851 (über 400 Häuser in Valparaiso), von 1854 (San Salvador), von 1859 (5000 Menschen in Quito erschlagen), von 1861 (2/3 der Stadt Mendoza nebst 7000 Einwohnern zu Grunde gerichtet), von 1868 (die Städte Arequipa, Yquique, Tacua, Chenchu und andre in Peru und Ecuador dem Erdboden gleichgemacht, 25 000 Menschen getötet, 3000 des Obdachs beraubt und ein Schaden von 12 Millionen Mark verursacht); endlich das Erdbeben von 1875 (Zerstörung von San José de Tucuta und anderer Städte in Columbien unter Verlust von 14 000 Menschenleben). —

Theater.

Neues Theater. „Ledige Leute“. Sittenkomödie in drei Akten von Felix Dörmann. — Die „ledigen Leute“ Dörmanns haben sehr begreiflicher Weise nicht wie sein „Herr von Abadessa“ einen Preis erhalten, sie werden auch ganz gewiß nie der Ehre einer Aufführung im königlichen Schauspielhaus gewürdigt werden. Bislang hatte sogar die sorgsam hütende Polizei, wahrscheinlich weil sie die Sittlichkeit des so unschuldigen Berliner Theaterpublikums bedroht glaubte, eine Aufführung verboten. Jedemfalls wurde das gütigste Vorurteil, das durch solche Verbote regelmäßig erweckt wird, hier durch die Vorstellung des Neuen Theaters im ganzen durchaus bestätigt. Die „Sitten“, die diese Sittenkomödie schildert, sind gewiß nicht schön, aber sie sind, und so haben sie auch das Anrecht, ein Gegenstand dramatischer Darstellung zu werden. Nur daß die Darstellung lebendig sei, daß sie das Typische mit individueller Psychologie und im Rahmen einer zugespitzten, den Bedingungen dramatischer Wirkung angepaßten Handlung entwickeln, wird man vom Dichter zu verlangen haben. Und, wenn auch an der Handlung sich mancherlei aussetzen läßt, — sie tritt in den ersten zwei Aufzügen fast völlig hinter der Milieuschilderung zurück, — so bietet jedenfalls die Charakteristik der Dörmannschen Komödie eine Fülle äußerst glänzend beobachteter, oft mit geradezu epigrammatischer Schlagkraft wiedergegebener Züge, die sich zu plastisch klaren Menschenbildern runden. Hier, wo der junge Wiener Dichter von realen Anschauungen ausgeht, wo er Boden unter den Füßen hat,

gelingt ihm auch in der Wiedergabe die Anschaulichkeit, während im Märchenland seines „Herrn von Abadessa“, wo er als Mitternachtsmann mit Schild und Schwert und lärmenden Besen flirrend einherstolzert, die Phantasiegestalten ganz weesenlos in Luft und Nebel verflattern.

Die beiden ersten Akte, die das naiv-schamlose Treiben in dem Wiener Salon der ehrenwerten Mutter und Frau Aloisia Brandl schildern, gewannen nach meiner Empfindung nicht wesentlich durch die Aufführung. Einzelne Stellen wirkten beim Lesen noch stärker, und die Langsamkeit des Tempos fällt da weniger auf. Es wurde im ganzen gewiß recht gut gespielt — Frau Einödschofer als Mutter Brandl, Fr. v. Litzig und Höflich als ihre Töchter Sophie und Luz, Herr Julius Sachs als alter Stammgast des Hauses, Tini Senders in der kleinen, darum nicht weniger charakteristischen Rolle des Dienstmädchens verdienten alles Lob — aber das Spiel setzte doch keine neuen Lichter auf. Die Verkörperung der Figuren brachte dem Maße von Anschaulichkeit, das sie von vornherein besitzen, nicht einen Ueberfluß an eigener Kraft hinzu. Anders war es mit dem dritten Akte. Während man beim Lesen leicht den Eindruck erhält, als sei mit der bitter satirischen Sittenmalerei der beiden ersten Aufzüge der eigentliche Inhalt des Stückes erschöpft, als sei der Toni Ballner und mit ihm die Schlüsselwendung des Stückes nur von außen her hinzugenommen, um dem Stück, das sonst in bloßer Milieuschuldringung zu offensichtlich steden geblieben wäre, einen Schein von Bewegung, Entwicklung und Handlung zu verleihen, wuchs eben dieser Teil der Komödie bei der Aufführung zu ganz selbständiger Bedeutung empor. Der Schlusssatz, trotzdem in der Auseinandersetzung zwischen der Luz und dem Toni und den beiden Müttern so manche der Bescheidenheit der Natur Gewalt anthuende Theaterwendungen sind, brachte es zu einer sich eindrucksvoll steigenden Spannung. Herr Arnold Koff, vom Wiener Hofburg-Theater, der die anscheinend zuerst so indanbare und äußerlich zurecht konstruierte Rolle des Toni übernommen, wußte sie mit echter Lebenswärme zu erfüllen. Er war ein herziger, lieber Vursche, dessen kindliche Unverdorbenheit mitten in der parfumierte Schwüle der Gemeinheit ersichend wie ein kühler Windhauch wirkte. Man glaubte ihm, daß er trotz alledem, was er im Hause der Mutter Brandl sah, trotz der so ungenierten Eroberungsmethode, mit der die Luz von ihm Besitz ergriff, an die Unschuld des Mädchens glauben konnte. Ganz prächtig gelang ihm die Scene im letzten Akt, wo er überströmenden Herzens der Mutter das Geständnis seiner Liebe macht, und sie bestürzt, das Mädchen die erste Liebe seiner zwanzig Jahre, die, neben und hinter der er nie eine andre wird lieben können, als Hausgenossin aufzunehmen. Erschütternd war der Schmerz, als er von der Luz, die den Unschuldigen der auf die lustrativen Konnotationen der Tochter angewiesenen Frau Brandl nichts entgegenzubringen hat, die Wahrheit erfährt, daß auch sie in dem Sumpf, dem er sie entreißen wollte, längst versunken sei — erschütternd, nach dem schamlosen Antrag, durch den das Mädchen den ihr entgleitenden Geliebten dann noch zu halten sucht, der Ausbruch seiner Beschämung, mit der er der Mutter in die Arme sinkt.

Die beiden letzten Akte wurden mit starkem Applaus aufgenommen. Mehrmals konnte der Dichter erscheinen. — dt.

Humoristisches.

— Prinzen-Unterricht. Erzieher: „Und was ist das für eine Taube, Hoheit?“ (Prinz schweigt, verlegen lächelnd.)
 Erzieher: „Ganz richtig, Hoheit! Es ist eine Lachtaube!“ —
 — Nicht verlegen. „Ach, was werd'n wir unser Tochter mal mitgeben!“
 „Au, mer wird ihr schon was zusammenkonfurseln.“ —
 — In der Rage. Baronin (zum Gärtner): „Wer hat denn die halbreifen Himbeeren abgepflückt?“
 Gärtner (da es die Töchterchen der Baronin waren): „Das waren Ihre Fräulein Fräulein!“ —
 („Regendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Das Berliner Schauspielhaus hat für die nächste Saison Heinrich Wolders thüringisches Volkstück „Die Heiterethei“ (nach Otto Ludwig) zur Aufführung angenommen. —
 c. Kipling als Illustrator seiner eignen Werke. Rudyard Kiplings demnächst erscheinendes Werk „Just-so Stories for Little Children“ (Geschichten für kleine Kinder) wird mit Illustrationen von seiner eignen Hand erscheinen. —
 — Der amerikanische Musikschriftsteller James Sueder bereitet eine umfassende Litz-Biographie vor. —
 — Charpentiers Oper „Luise“ wird im November zum erstenmal im Berliner Opernhause gegeben werden. —
 — Der sächsische Landtag hat 20 000 Mark zum Ankauf von Erzeugnissen der Wildhanerlkunst, insbesondere der Kleinplastik bewilligt, die an öffentliche Gebäude und Sammlungen überwiesen werden sollen. —